

Neustadt-
Dresden,
Markt, Nr. 2,
in der Ver-
lags-Expedi-
tion zu haben.

Sächsische Dorfzeitung.

Preis für
das Vierteljahr
124 Ngr. Zu
beziehen durch
alle Post-An-
stalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur: Friedrich Walther. — Verlag von Heinrich und Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Aus Frankfurt a. M. wird versichert, daß die Centralgewalt schon früher wiederholt preussische militärische Hülfe beansprucht habe, um die Bewegung in Süddeutschland innerhalb der Schranken zu halten, über die sie nun hinausgegangen ist. Preußen hat aber diesem Gesuche nicht entsprochen, und es wird der ohnehin in der deutschen Angelegenheit vielfach und gerechterweise angegriffenen preussischen Politik ziemlich deutlich der Vorwurf gemacht, sie habe es absichtlich darauf angefangen, die gegenwärtigen Zustände unbehindert herbeikommen zu lassen. Im Uebrigen scheint sich die Spannung zwischen dem Reichsverweser und der preussischen Krone in den letzten Tagen gemildert zu haben. Man hat gegenseitig Noten gewechselt, und es soll sich nun ergeben haben, daß die Meinung, als wolle Preußen den Reichsverweser von der Centralgewalt verdrängen, auf einem „Missverständnisse“ beruhe. Die Missverständnisse spielen überhaupt eine große Rolle in unserer Zeit. Die Zeitungsangabe, als habe der Reichsverweser Frankfurt verlassen, hat sich nicht bestätigt; er hat vielmehr von dort unterm 10. Juni eine Ansprache an das badische Volk erlassen. — Eine Anzahl der nicht mit nach Stuttgart gegangenen Reichstagsabgeordneten, Herr v. Sagern an der Spitze, wird sich den 26. Juni in Gotha versammeln, um sich über die deutschen Angelegenheiten zu berathen und aus dem Schiffbruche zu retten, was etwa noch zu retten ist.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und der Herzog von Anhalt-Bernburg, welche sich früher für die deutsche Reichsverfassung aussprachen, haben sich jetzt bereit, ihren Beitritt zu der von den drei königlichen Regierungen vorgelegten Verfassung zu erklären. Auch der Großherzog von Baden soll sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen haben, doch liegt hierüber eine amtliche Mittheilung noch nicht vor. Mehrere andere von den kleineren Regierungen scheinen denselben Weg betreten zu wollen, haben aber mindestens die ständische Einwilligung hierzu als Bedingung aufgestellt.

Aus der bairischen Pfalz bringt uns die letzte Woche wenig Neues von Wichtigkeit; die Bewegung scheint ihre Kräfte mehr in Baden zu entwickeln, doch werden die nächsten Tage schon zu entscheidenden Schritten führen, da zahlreiche Truppenmassen bereits im Anzuge sind. In Speyer hatte sich der Gemeinderath geweigert, die Beschlüsse der provisorischen Regierung auszuführen; letztere betrachtete dies als einen Act „offener Rebellion“ und ordnete eine Neuwahl jener Behörde an; die Bürger wählten aber fast alle früheren Mitglieder wieder. Ueberhaupt geht aus den öffentlichen Erlassen hervor, daß die provisorische Regierung mit ihren Verfügungen im Volke auf vielfachen Widerstand stößt.

Im Großherzogthum Baden hat die provisorische Regierung das ganze Land in Belagerungszustand erklärt, da auch hier die neuen Machthaber der Gewalt bedürfen, um ihren Anordnungen Geltung zu verschaffen. Auch ist der Kriegsminister ermächtigt worden, wenn er es für geeignet hält, das Standrecht zu publiciren; letzteres ist auch

bereits geschehen, und eine besonders hierzu ernannte „Standrechtscommission“ hat das Nöthige zu leiten. Die provisorische Regierung beklagt sich, daß man ihr die Steuern verweigert und der Aushebung von Wehrmannschaften mit Gewalt entgegentritt. Namentlich weigern sich die Landleute, die jungen Mannschaften zum Kampfe zu stellen, da dadurch die Feldarbeiten völlig unterbrochen werden. Es werden deshalb Executionstruppen auf die Dörfer geschickt, um die Bauern mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen; diese wehren sich aber ihrer Haut, und so ist es an mehreren Orten zu blutigen Excessen gekommen. Die Geldnoth steigt mit jedem Tage höher, und die provisorische Regierung hat deshalb beschlossen, die Gehalte und Pensionen der Beamten u. nur zu drei Vierteln und zu zwei Dritteln auszuzahlen, während die Hochbesoldeten vorläufig ganz ohne Gehalt bleiben sollen, die Nachzahlung bleibt besser Zeiten vorbehalten. Im Uebrigen wird in einer Weise zu „freiwilligen“ Selbbeiträgen aufgefordert, welche deutlich genug zeigt, daß man nöthigen Falls zur Gewalt geneigt ist, um das Erforderliche zu nehmen, wo man es eben findet. Bemerkenswerth ist es, daß im Saekreise, wo Struve den letzten Aufstand organisirte, und wo man sonst gern zu einem Putsche geneigt war, jetzt wenig oder gar keine Sympathie für die Revolution zu finden ist. Die Leute sind durch Schaden klug geworden; sie weigern sich, der provisorischen Regierung zu folgen und sagen, der Großherzog sei gut, nur seine Minister hätten mitunter nicht viel getaugt und dem Lande zu viel Steuern aufgelegt; aber die jetzigen wären noch viel schlimmer, denn jetzt werde man unter dem Aushängeschild „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ geplündert und bestohlen u. Die schönsten Reden gegen diese für die Regierung eben nicht schmeichelhafte Auffassungsweise blieben ohne Erfolg, und die Leute gingen wieder an ihre Arbeit, während die zur Volksbewaffnung abgehenden Commissare unverrichteter Sache nach Karlsruhe zurückkehrten. — Die Wahlen zur constituirenden Versammlung für Baden sind meist alle im Sinne der provisorischen Regierung ausgefallen; am 10. Juni sollte die feierliche Eröffnung jener Versammlung stattfinden. — In der Nähe von Weinhelm hat am 5. Juni ein Gefecht zwischen hessischem Militär und badischen Freischaaren stattgefunden, bei welchem es mehre Tode gab; die Freischaaren zogen sich nach Dossenbach zurück, die Hessen besetzten Weinhelm; sie haben aber diese Stadt, nachdem sie dort übergehaust, wieder verlassen. Am 10. Juni haben die bei Frankfurt vereinigten Truppen ihre Stellung verlassen, um nach der hessisch-badischen Gränze vorzurücken; am 12. Juni soll der Angriff beginnen. — In Karlsruhe ist es am 6. Juni zu einem ernstlichen Conflict im eigenen Lager der jetzigen Machthaber gekommen. Brentano (Mitglied der provisorischen Regierung) wollte die deutsch-schweizerische Legion aus Karlsruhe entfernt wissen, weil er fürchtete, sie würde sich von dem durch Struve, Tschirner und Genossen gebildeten „Club des entschiedenen Fortschritts“ zur Proclamation der rothen Republik hinreißen lassen. Die Legion weigerte sich aber zu marschiren, und Brentano ließ

deshalb ihren Führer, Becker, arretiren. Hiergegen erhoben sich die Mitglieder des genannten Clubs; man schrie nach Waffen, aber die Truppen waren gegen die Republikaner gestimmt, und die Bürgerwehr stand auf der Seite Brentano's. Struve und Tschirner wurden verhaftet, die Legion stellte sich der Bürgerwehr und dem Militär gegenüber in Schlachtordnung auf, und es drohte zum Blutvergießen zu kommen. Dieß schien die provisorische Regierung vermeiden zu wollen, Brentano gab nach und gestattete die Freilassung der Mitglieder des Struve'schen Clubs. Nach einigen Unterhandlungen gelang es, die Legion zum Abzuge zu bewegen; sie hat sich an die hessische Grenze begeben, und die Karlsruher scheinen sehr erfreut darüber, dieses Besuches ledig zu sein.

Der nach Stuttgart gegangene Theil der deutschen Nationalversammlung hat am 6. Juni seine Sitzungen mit sehr entschiedenen Beschlüssen eröffnet. Es wurde beschlossen, bis zur Einsetzung eines Reichsstatthalters eine aus fünf Personen bestehende Regentschaft zu ernennen und dieser die gesammten Befugnisse und Pflichten der Centralgewalt zu übertragen. Zu Mitgliedern dieser Regentschaft wurden gewählt: die Reichstagsabgeordneten Raveaux, Bogt, Schüler, H. Simon, sowie der württembergische Abgeordnete Becker. Die Regentschaft wurde sofort von dem Präsidenten feierlich proclamirt und die provisorische Centralgewalt als aufgehoben bezeichnet. Tags darauf erließ die Regentschaft einen Aufruf an das deutsche Volk, worin sie sich die vollziehende Gewalt in allen deutschen Angelegenheiten, sowie den Befehl über die Heere aller deutschen Staaten zuerkennet und jedweden Gehorsam gegen die provisorische Centralgewalt als einen Treubruch gegen das Gesetz und die Nation bezeichnet. Diese Proclamation hat die württembergische Regierung sofort zu einem energischen Proteste veranlaßt; sie weist darauf hin, daß der von der Nationalversammlung eingeschlagene Weg das württembergische Land in den Abgrund des Bürgerkrieges stürzen müsse, und daß der erwähnten Regentschaft durchaus kein Recht zustehe, ohne Zustimmung der Regierung für Württemberg gültige Beschlüsse zu fassen. — Die Bürgerwehr steht zu dem Ministerium, dessen Verhalten nur von der äußersten Linken in der Kammer angegriffen, sonst aber von allen Besonnenen gebilligt wird. Der Ständesaal ist der Nationalversammlung zu ihrer fernern Benützung als Sitzungslocal entzogen worden, und der Bruch zwischen ihr und der württembergischen Regierung scheint sonach ein vollständiger zu sein. Dessenungeachtet hat der Präsident des dasigen Ministeriums, Staatsrath von Römer, erklärt, daß er Preußen und seinen Bundesgenossen auf dem eingeschlagenen Wege nicht folgen werde. — Von den sächsischen Abgeordneten, welche mit nach Stuttgart gegangen sind, werden folgende Namen genannt: Dietsch, Eisenstuck, Günther, Helbig, Hohlfeld, Langbein, Rosmäßler, Schaffrath, Scharre, Wigard; von Trübschler und Dr. Joseph sind nach Zeitungsberichten in Baden als Commissare beschäftigt.

Die b a i e r i s c h e Regierung hat zwar die Abgeordneten zur Nationalversammlung nicht zurückberufen, ihnen aber die Diäten entzogen. — Die neuesten Nachrichten bringen die Auflösung der Abgeordnetenkammer, welche sich in ihrer Majorität mit der Politik v. d. Pfordtens nicht zu befreundeten vermochte. — Nach der Pfalz sind starke Truppenmassen abgegangen, und wie in Baden, wird auch dort in den nächsten Tagen der Kampf beginnen.

Preußen. Die zu erwartenden Gesetze über „Regelung“ der Pressfreiheit und des Versammlungsrechts sollen in den nächsten Tagen zur Publication gelangen; das Ministerium Brandenburg wird natürlich ganz in seinem Sinne „regeln“, und da jetzt Alles nach preussischem Zuschnitt gemacht zu werden scheint, so werden wir daraus abnehmen können, was für andere deutsche Länder und Ländchen in dieser Beziehung zu erwarten ist. — Die Truppenbewegungen, so-

wie die Mobilmachung der Landwehr dauern fort; der Prinz von Preußen ist zum Oberbefehlshaber der am Rhein aufgestellten zwei Armeecorps ernannt und bereits dahin abgegangen. — In der Kölnischen Zeitung wird behauptet, daß die sächsische Regierung sich bei Annahme der octroyirten Reichsverfassung keinerlei Reserve gemacht und demnach die Zusage des Ministers v. Beust unbedingte Geltung habe. Wir verweisen jedoch auf die Königsteiner Proclamation vom 30. Mai (s. Dampfswagen Nr. 23), worin der König die Zustimmung der sächsischen Kammern zu jener Reichsverfassung ausdrücklich vorbehält.

Oesterreich. Der Kriegsminister Gorden ist abgetreten, weil er, wie verlauten will, mit der Russenhilfe nicht einverstanden sei, denn was wir immer behauptet haben, daß nämlich der Czar seine Hilfe nicht umsonst gewähren würde, bestätigt sich immer mehr. Rußland hat sich dafür, wie man vernimmt, einen ansehnlichen Theil Galiziens ausbedungen. An Gordons Stelle ist Guilay Kriegsminister geworden. In Wien ließ vor Kurzem Fürst Schwarzenberg, der Minister des Auswärtigen, alle Beamten der Staatskanzlei zusammenkommen, nachdem vorher der Hof des Ministerialgebäudes ringsherum mit Grenadieren besetzt worden war. Er hielt hierauf eine sehr bedeutsame Rede, worin er bemerkte, daß ein Verräther unter ihnen wäre, der mit den Ungarn in Verbindung stünde. Nach Beendigung der Rede ging er auf einen zu und sagte zu ihm: „Sie sind der Elende!“ Es war ein Concipist bei der Staatskanzlei, von Geburt ein Ungar. Er wurde natürlich auf der Stelle verhaftet. Auf diese Weise wird es aber erklärlich, wie es kommt, daß die Ungarn bis jetzt stets so gut von den Plänen ihrer Gegner unterrichtet gewesen sind. — Aus Linz desertirte eine Kolonne von 370 Mann Palatinalhusaren, welche auf dem Marsche nach Italien begriffen waren. Ein Theil derselben scheint nach dem ungarischen Lager bei Raab entkommen zu sein, ein anderer Theil ist aber bei Bruck aufgehalten und nach einem ernstlichen Gefechte sind 72 Mann gefangen genommen worden.

In U n g a r n muß man jetzt einen nördlichen, westlichen und südlichen Kriegsschauplatz unterscheiden. Auf dem nördlichen commandirt General Dembinski gegen die Russen, welche von Galizien her unter General Sas in Ungarn eindringen wollen. Die Russen stehen bei Ducla, die Ungarn bei Eperies und Kaschau. Die Kosaken streifen aber bis in die Zipß herab und führen Streiche aus, wie sie eben nur von Kosaken ausgeführt werden können. Zu einem Hauptgefechte ist es in diesen Gegenden noch nicht gekommen. Dafür haben auf der ganze Linie mitunter nicht unbedeutende Vorpostengefechte stattgefunden. — Der westliche Schauplatz befindet sich zunächst der österreichischen Grenze in der Gegend bei Pressburg, in welcher Stadt das Hauptquartier der Oesterreicher sich befindet. Hier agirt die vereinigte russische und österreichische Armee gegen Görgey und Klapka, welche bei Raab und bei Altenburg stehen. Das sonst so eintönige und friedliche Pressburg gleicht daher jetzt einem Heerlager, indem beständig russische Truppenmassen durchmarschiren. Die Polizei wird mit eiserner Strenge gehandhabt. Wer sich über seine Beschäftigung nicht gehörig legitimiren kann, wird, falls er dazu tauglich ist, sofort unter das Militär gesteckt. Die Kampflust unter den russischen Offizieren soll übrigens größer sein, als ihre Kenntniß der ungarischen Terrainverhältnisse, denn wenn sie meinten, daß Komorn in 14 Tagen zu nehmen sein müsse, so heißt das wahrlich den Mund ein wenig vollnehmen. Im österreichischen Heere dagegen scheint nicht in gleichem Grade Kampflust vorhanden, sondern sogar hier und da Entmuthigung eingetreten zu sein. Deshalb soll denn auch „Bater“ Radeky nach Ungarn zum Heere kommen, um den gesunkenen Muth der Soldaten wieder zu beleben. Ob er aber, wie man von anderer Seite zu behaupten geneigt ist, das Obercommando übernehmen werde, kann mit Recht in Zwei-

fel gezogen werden, da Fürst Paskevitch bereits auf der Reise nach Ungarn begriffen sein soll, um genannte Stellung einzunehmen. Radeky ist in Italien unentbehrlich. Mit jedem Tage erwartet man die Nachricht von einer großen Schlacht, welche in der Gegend von Raab geliefert werden müßte, und in der That werden auch Truppen über Truppen von Presburg dorthin geschickt. Werden die Russen und Oesterreicher hier abermals geschlagen, so sieht es um den österreichischen Kaiserstaat sehr bedenklich aus, werden die Ungarn geschlagen — was dies Mal sehr leicht der Fall sein könnte — so ist damit die Sache noch nicht aus. Allein wir glauben, daß Görgey es kaum zu einer Hauptschlacht kommen lassen wird, sondern daß er etwas ganz Anderes im Schilde führt. Die Ungarn haben an der Cholera, an dem Typhus und an einer Art schwarzen Pest, welche zusammen in dem russischen und österreichischen Heere wüthen, fürchtbare Bundesgenossen bekommen. Je weiter die Russen in Ungarn vordringen, desto kritischer muß ihre Lage werden. Wir wollen noch gar nicht der Theißer Steppen gedenken, sondern schon vorher wird das russische Heer möglicher Weise durch Krankheit große Verluste zu erleiden haben. Das ungarische Wasser ist schlecht, die Temperatur der Luft wechselt sehr schnell, die Tage sind heiß, die Nächte kalt; dazu kommt, daß der russische Soldat schlecht bekleidet und noch schlechter ernährt ist, zumal der ganze Proviant entweder aus Galizien oder aus Oesterreich nachgeschickt werden muß. Die Ungarn sind dagegen an alle Eigenthümlichkeiten ihres Klima's gewöhnt und somit gegen die Oesterreicher und Russen im Vortheile. — Auf dem südlichen Schauplatze, in Siebenbürgen, der Militärgränze und in Kroatien und Slavonien agiren Bem und Perczel auf der ungarischen Seite, Jellachich, Mamula, Kniciacin, Stratirovich und Puchner auf der österreichischen. Letzterer ist bekanntlich von Bem aus Alt-Orschowa in die Balachei geworfen worden, aber die Türken haben ihm schon bedeutet, bald möglichst wieder abzuziehen, indem kaum für die dort stationirten russischen und türkischen Truppen hinreichend Lebensmittel vorhanden seien. Im Tschailisten-Bataillon (Militärgränze) hat Perczel bei einem Angriffe auf die dort aufgeworfenen Schanzwerke eine Schluppe erhalten und sich genöthigt gesehen, unverrichteter Sache nach der Festung Peterwardein sich zurückzuziehen. Darüber, ob die Russen endlich in Siebenbürgen eingerückt und mit Bem angebunden haben, wollen immer noch keine zuverlässigen Nachrichten eingehen. Dagegen erfährt man, daß ein ungefähr 20,000 M. starkes ungarisches Heer über Besprim nach Kroatien im Anmarsche, ja bereits daselbst in Warasdin angelangt sei. Es ist jedenfalls der Theil des Belagerungsheeres in Ofen, den Görgey nach dem Falle der Citabelle nach Süden entsendete. Dadurch wird nun der Herr Baron und Dictator Jellachich gezwungen, seinen Offensivbewegungen in der Theißgegend Einhalt zu thun. — Temeswar, im Banate gelegen, hält sich unter Kufavina noch immer gegen Bem. Auf dessen Aufforderung, sich zu ergeben, antwortete jener: „Ich werde die Festung nicht eher übergeben, als bis mir das Schnupftuch in der Tasche brennt.“

Italien. In Sardinien dringen die Oesterreicher um so mehr auf die definitive Abschließung des Friedens, je kritischer ihre Verhältnisse zu Frankreich werden. Sie verlangen unter Anderem auch, daß in alle an der französischen Grenze gelegenen piemontesischen Festungen österreichische Besatzung kommen solle. Dies wird der Stein des Anstoßes sein, denn Frankreich kann und wird das nicht zugeben. Andererseits will man wissen, daß eine französische Note an das Turiner Cabinet gelangt sei, in welcher die Frage aufgestellt worden sein soll, welche Rolle Piemont im Fall eines Krieges Frankreichs mit Oesterreich einhalten werde. Erstes soll geantwortet haben: „Man werde die Franzosen mit Freuden aufnehmen, wenn sie als Bundesgenossen kämen.“ — Vor Venedig ist das Fort Brondolo

durch die Oesterreicher genommen worden, allein die Einnahme der Lagunenstadt ist bis jetzt — wie man voreilig über Innsbruck gemeldet hatte — noch nicht erfolgt. Uebrigens mögen sich die Oesterreicher aber beeilen, wenn nicht ihre Mühe und Arbeit vergeblich sein soll. — In Rom hat der französische Bevollmächtigte, Herr Besséps, eine wahre politische Komödie aufgeführt, welche in der französischen Kammer Anlaß zu parlamentarischem Scandal geben wird. Er hatte nämlich mit dem Triumvirat in Rom einen Vertrag abgeschlossen, zu welchem der General Dubisnot seine Zustimmung verweigerte. Die Franzosen sollten nämlich Rom gar nicht betreten, sondern nur das Recht haben, eine weniger ungesunde Stellung einzunehmen und gegen die Oesterreicher zu streiten. Zwischen dem Marschall und dem Diplomaten entstand Wortwechsel, der damit endete, daß ersterer den anderen zum Belte hinauswarf. Herr Besséps ist nach Frankreich zurückgerufen worden, und die Feindseligkeiten gegen Rom haben Seiten der Franzosen wieder begonnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Franzosen den Eintritt in Rom erzwingen werden, um alsdann ihre Bajonette gegen die von Norden heranrückenden Oesterreicher zu kehren.

Frankreich. Der Präsident hat an die gesetzgebende Nationalversammlung eine Botschaft erlassen, worin er sich über die von ihm befolgte Politik ausführlich verbreitet; in Bezug auf die äußere Politik ist sie ziemlich friedfertig, und die Opposition ist deshalb keineswegs damit zufrieden. — Die aus Baden und der Pfalz von der Bewegungspartei nach Paris geschickten Gesandten sind weder vom Präsidenten noch von den Ministern empfangen worden; indessen scheint die Regierung zur Aufstellung eines Beobachtungscorps am Rhein schreiten zu wollen. — Die Cholera greift in Paris immer mehr um sich; es starben in einem Tage 750 Personen an dieser Krankheit. Unter den Opfern, welche sie in den letzten Tagen forderte, befindet sich auch der bekannte Marschall Bugeaud.

Der Schuster von Breslau.

Historische Erzählung aus dem ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von Fr. Kubojatky.

(Fortsetzung.)

Der Consul erhob sich aus seinem Armsessel und schritt nach einer anderen Tafel hin, wo seine Tochter im Gespräch mit anderer Rathsherren Töchtern Platz genommen hatte. Judith war eine Jungfrau, die einen Stolz zur Schau trug, der nur um ihres Vaters willen bei Andern geduldet wurde. Das Bewußtsein, daß sie die Tochter des Mannes sei, vor welchem sich alle Breslauer bückten, stachelte sie zu einem unleidlichen Hochmuth, ihr Streben ging allein darauf hin, zu herrschen, zu gebieten — sie besaß Schönheit ohne jenen Nimbus von Anmuth, der allein dem Weibe einen unbesiegbaren Zauber verleiht; von einem wahren Gefühle wußte ihr Herz nichts, eine Eiseskälte lag in ihren Worten, es war kein Licht, kein warmes Leben in ihr, jede ihrer Regungen war der Berechnung unterworfen. Ebenso war es der Fall bei Herrn Megerlein, die Verbindung mit ihr mußte ihm den Weg zu der höchsten Würde im Rathscollodium, zum Consulat eröffnen, das Ansehen Herrn Nikel Freiberg's sollte die Leiter sein, auf der er sich emporzuschwingen wollte.

Judith hörte ihres Vaters Antrag, Herrn Megerlein's Hausfrau zu werden, mit Gleichgiltigkeit an, dann schwebte ein kaltes Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Es ist Euer Wille,“ sagte sie ruhig, „Herr Megerlein ist sehr reich.“

„Und ein stattlicher Herr,“ bemerkte der Consul, ihr in's Wort fallend.

Judith warf den Kopf auf, sie antwortete, gar nichts darauf.

Herr Nikel Freiberg kannte die Eigenthümlichkeiten

seiner Tochter zu genau, um die stolze verächtliche Schweigen als Widerwillen und bestimmte Verneinung zu deuten, er ergriff ihre Hand und führte sie Herrn Megerlein zu, der, als er Beider Nähen bemerkte, sich von seinem Sitze erhob und ihnen entgegenschritt.

„Ich bin sehr glücklich,“ sagte er, nachdem der Consul ihm die Willensmeinung Judith's zugesichert hatte, „die schönste Jungfrau Breslau's heimzuführen zu können, und wenn es Euch genehm ist, Verehrteste, und Euch, Herr Consul, so machen wir das heutige Banket zu einem fröhlichen Verlobungsfeste.“

„Ihr geht sehr rasch zu Werke, guter Herr,“ bemerkte Herr Freiberg lächelnd, „ich will jedoch in dieser Beziehung meiner Tochter die Entscheidung überlassen.“

Judith sagte gleichgiltig: „Ich sehe Eurer Absicht nichts entgegen, wir haben keine so armseligen Rücksichten zu nehmen, wie Leute aus dem Pöbel, wir sind reich.“

So sehr Herr Johannes Megerlein auch sich beherrschen konnte und bei dieser Verbindung nur auf die Erfüllung seiner hoffärtigen Wünsche rechnete, so konnte er sich doch eines Schauers nicht erwehren, als er die kalte Ruhe Judith's sah, dieser leidenschaftlose Blick drohte ihm mit einer gänzlich freudlosen Zukunft; eine Erinnerung wurde plötzlich in ihm rege, die, wie der Biss einer giftigen Schlange, einen tiefen brennenden Schmerz in seiner Seele zurückließ, den selbst der lärmende Jubel der Gäste, als Herr Nikel Freiberg die Verlobung Judith's mit Johannes Megerlein verkündigte, nicht übertäuben konnte.

„Ich werde alle Eure Wünsche erfüllen, schöne Braut,“ sagte Megerlein, Judith die Hand küssend.

„Ich verlange nur die Erfüllung eines einzigen von Euch, Herr,“ antwortete Judith, den Kopf aufwerfend.

„Und dieser ist?“ fragte der Vorige.

„Man sagt,“ begann Judith, „Ihr sollt eng verwandt sein, mit einem niedrigen Menschen, einem Schuster; ich hatte bisher kein Recht, Euch darum zu fragen, jetzt hab' ich es, denn ich will nicht heruntersteigen zu dem Pöbel und einen armseligen Schuster zum Freunde haben — ehe noch unsere Vermählung ist, hoffe ich des Schusters für immer entledigt zu sein.“

„Rechnet mir nicht zu, was eine Thorheit meines verstorbenen Vaters ist,“ entgegnete Megerlein, außerordentlich unangenehm berührt, „ich denke auch vor 15 Jahren schon gezeigt zu haben, wie ich diese Verwandtschaft beachte, ich warf den Bastard auf die Straße. Der Teufel hat ihn beschützt. Erst jetzt, als ich vom Prager Hofe nach Breslau zurückgekehrt, erfahre ich, daß dieser räudige Bube es bis zum Meister in der Schusterei gebracht, ja daß er sich an einigen Orten, wo Gesindel seines Gleichen sich zusammenfindet, der Verwandtschaft mit mir gerühmt hat.“

„Pfui! eines gemeinen Schusters Studer mein Eheherr?“ rief Judith mit Abscheu, „tragt Sorge, daß der Elende Breslau verlasse, ehe noch unsere Vermählung gefeiert werden soll.“

„Ich werde!“ sagte Megerlein verlegen, denn eine dunkle Ahnung bemächtigte sich seiner, daß die Nemesis erweckt werden könne aus dem tiefen Schlummer. Der Consul, bisher im Gespräch mit einigen Herren vom Rathe, wandte sich jetzt seiner Tochter zu, es konnte ihm nicht entgehen, daß sein künftiger Eidam den Blick nachsinnend vor sich hin richtete.

„Was fehlt ihm?“ fragte er Judith verwundert.

„Er sinnt nach, wie er die Krähe aus dem Nachtigalleneste werfen soll,“ antwortete diese.

„Wie?“ fragte der Consul, den Sinn dieser Worte nicht fassend. Judith erzählte ihm die Veranlassung.

„Es ist hier mit Vorsicht zu Werke zu gehen,“ sprach Herr Nikel Freiberg, die Zeit ist uns über den Kopf gewachsen; eben der Pöbel, den wir verachten, rebellirt im Stillen, wir müssen behutsam dem grollenden Unthier die

Schlinge umwerfen; ein vorzeitiger Anlaß könnte leicht einen Ausbruch des im Innern kochenden Vulkans herbeiführen zu unserm Verderben.“

„Wie?“ rief Judith verächtlich, „so redet Ihr, mein Vater, dem die Macht in die Hand gegeben ist, die Elenden zu vernichten, welche es wagen zu murren, wenn Ihr befohlen habt!“

Der Consul schüttelte bedenklich das Haupt.

„Du verstehst das nicht, Kind,“ sagte er, „die Zeit fordert gebieterisch Rücksichten. Frage diese Herren da, was wir bereits ungeahndet lassen mußten.“

Aufgefordert von ihrem Oberhaupt bestätigten einige umstehende Rathsmitglieder, wie selbst Daniel Kreuzberg, der die Hand doch an den Consul gelegt, unbestraft hätte bleiben müssen, um nicht dem Volke einen Anlaß zu geben zum Aufruhr, denn es sei ein Bündniß unter den Bürgern gestiftet worden, welches dem Rath zum Troß bestehe.

Judith hörte diese Reden mit sichtbarer Verachtung an. Ehe noch das Banket geschlossen wurde, sagte sie zu Herrn Megerlein: „Ich hoffe, Ihr werdet nicht vergessen, daß ich nur dann die Eure werde, wenn der Schuster — Ihr versteht mich schon — Breslau verlassen hat.“

Als Herr Johannes Megerlein um die dritte Morgenstunde, nachdem der Lärm des Bankets vorüber war, in seine Schlafkammer kam, fand er nicht den Schlummer, den er suchte. Sein Gemüth war aufgeregter, eine bange Furcht fröstelte durch seine Glieder, wenn er die Augen schloß, traten Gestalten vor seine Seele, die ihn mit Todtenaugen anstierten. Das Bett wurde ihm zur Folterbank, er sprang heraus und durchrannte seine Kammer, aber der Friede blieb ihm fern. Um dieser Qual ein Ende zu machen, rief er einen seiner Diener herbei.

„Suntram,“ sagte er, „ich kann nicht schlafen, der Teufel jagt seine Furien auf meine Seele, bleibe bei mir. Erzähle mir, reiß Poffen, Schwänke, bring mir andere Gedanken in den Kopf — ich muß schlafen.“

Der, zu welchem er dies sprach, war ein schon bejahrter Mann mit grauem Haar; daß er bei seinem Herrn mehr galt, bewies die Freiheit, die er unaufgefordert sich nahm, indem er sich in einen der weichgepolsterten Lehnstühle niederließ, und die Beine lang vor sich hinstreckte.

„Man möchte zwei Seelen haben,“ sagte er hämisch, „um für Euch noch die Sünden aufzupacken; schämt Euch, Herr, Ihr wollt ein Mann sein, und elende Lumpereien ängstigen Euch? Was habt Ihr denn eigentlich gethan, das der Mühe werth ist, sich selber mit Gewissensbissen zu quälen?“

„Rede nicht davon, Suntram, ich will nichts hören davon?“ rief Herr Megerlein hastig, „Du bist ein Eiskloß, Fischblut ist in Deinen Adern, aber ich trage eine siedende Hölle in mir, oh, sie brennt mir das Herz durch!“

„Nun, so schlagt den Ton an, der Euch vernünftig machen kann,“ antwortete Suntram lachend.

„Glaubst Du, daß Ludmilla todt ist?“ fragte Megerlein mit einer Angst im Gesicht, die nur zu deutlich seine innere Bewegung verrieth.

Fest antwortete Suntram: „Die stirbt Euch nicht mehr. Also das ist Eure Kummerniß?“

„Ja, ja!“ rief Herr Johannes, von einem Schauer geschüttelt, „ich sehe sie vor mir, wenn ich die Augen schließe, bleich, mit aufgelöstem Haar, wie sie mich verflucht, — Suntram, das war die größte Sünde meines Lebens.“

Suntram lachte unbändig.

„Die größte?“ rief er, „oh, Ihr rechnet schlecht, Herr Johannes; wenn Ihr durchaus unter Euren Sünden eine bevorzugen wollt, so rechnet Euch die mit an, wie Ihr den Georg aus dem Hause warft, wie wir das Testament fälschten, daß Euch Alles blieb, und wie —“

„Schweig!“ schrie Herr Johannes, „verflucht sei Deine Zunge, daß sie mir diese Erinnerung in's Gedächtniß ruft — ich will mich abfinden mit ihm — ich — ich

will ihm Geld geben, aber er soll nicht mehr hier bleiben in der Stadt, es drückt mich der Gedanke, daß das Testament noch einmal gefunden werden könnte und —“

„Daran seid Ihr selber Schuld,“ brummte Suntram verbrießlich, „wäret Ihr damals vorsichtiger damit gewesen, der Teufel aber verblendete Euch. Was brauchet Ihr das Testament in Herrn Andreas Mitweilers, des Schöpfers Hand zu lassen? Ihr wart mit ihm im Reinen, ein anderes, nur für Euch günstiges Testament zu schreiben, er besaß die Siegel und alle sonst nöthigen Dinge dazu, das Glück war Euch noch besonders günstig: Der Rathschöppe, der vor mehreren Jahren mit Eurem Vater selig das Testament in Form Rechts abgefaßt, war gestorben, es konnte Niemand sagen, Euer Testament sei falsch — es lag ja im Rathsarchive aufbewahrt!“

„Wenn es aber gefunden würde! Suntram, ein Zufall nur — ich mag nicht dran denken!“ murmelte Herr Megerlein vor sich hin, sich die Stirn reibend.

„Darum ist es nöthig, wie ich Euch schon früher sagte, Ihr schafft ihn fort aus der Stadt, auf welche Art es sei!“ bemerkte Suntram.

Herr Johannes rannte einigemal schweigend durch die Kammer, er gedachte Judith's Worte, und die Furcht, welche ihn beherrschte, daß vielleicht im Lauf der nächsten Tage durch Zufall ein Bubenstück entdeckt werden könnte, das ihn auf immer brandmarken mußte, trieb ihn zu dem Entschlusse, das Aeußerste zu wagen; er hatte eine lange Unterhaltung über diesen Gegenstand, der ihn so entsetzlich quälte, mit Suntram, der im Bösen ergraut, ihm allein Rathschläge zu geben vermochte, die ihm auf die sicherste Weise von einem Bruder befreiten, dessen Dasein er fürchtete. Die Morgensonne schaute schon durch die Fensterscheiben, als Herr Megerlein, an Seel' und Leib abgesspannt, sich auf sein Lager warf.

„Bring' mir das Kind her, Suntram, es soll mich in den Schlaf lullen!“ befahl er dem Diener, der eben im Begriff war, die Kammer zu verlassen.

„Ach, was seid Ihr doch für ein schwaches Köhrlein!“ rief Suntram höhnisch lachend; „ich brauche keinen solchen Firtlefanz, um einzuschlafen, ich bin immer ruhig.“

Herr Johannes schien abermals von einem Fieberschauer gepackt zu werden; diese Seelenruhe des Mannes, der der feste Theilnehmer an allem Bösen war, das so fürchterlich sein Gewissen beunruhigte, erschütterte ihn gewaltig; denn er fühlte eben dadurch seine Verworfenheit nur noch tiefer, wie es gleichzeitig seine Ehre empörte, daß dieser Glende, den er eigentlich im tiefsten Herzen verachtete, sich dergestalt über ihn erhebe.

Während er sich noch solcher Selbstpein hingab, trat Suntram ein, ein Mädchen von ungefähr 4 Jahren an der Hand führend. Als das Kind Herrn Megerlein sah, machte es sich unversehens von seinem Führer los, und lief auf den Erstern mit all der herzinnigen Kindlichkeit, welche so sehr zum Herzen spricht. Mit einem verächtlichen Blicke auf seinen Herrn verließ der alte Suntram das Gemach. Als ob ein Friedenshauch ihn anwehe, erhob sich Herr Megerlein halb auf seinem Lager und nahm das unschuldige Wesen auf dasselbe.

„Ei, wie siehst Du denn aus, Herr Johannes?“ fragte das Mädchen, mit den weichen Händen über die blauen Wangen streifend, „Du bist wohl recht krank?“

Ein tiefer Seufzer entwand sich des reichen Mannes Brust, sein Blick ruhte in den klaren, blauen Augen des Kindes; wie hell leuchtete da der Himmel heraus!

„Ich möchte einschlafen, Sunnilla,“ sagte er leise, „sitz bei mir, plaudere mir vor, Kind!“

„Wovon denn Herr Johannes?“ fragte das Mädchen.

„Wovon Du willst,“ antwortete Herr Megerlein, „ich schließe die Augen, und Du erzählst mir — ich bin so müde.“

„Schlafe, Herr Johannes,“ redete Sunnilla flüsternd,

„ich will recht schön erzählen, was Mütterchen Beronel mir eingelernt hat. Es war einmal ein Herr, ein großer, reicher Herr, der hatte die Kindlein gar lieb, und ließ sich alle bringen von nah und weit, schenkte ihnen goldne Äpfel und rothe Kirschen und herzte die Kindlein und sang ihnen schöne Lieblein vor, und gab jedem einen Schutzengel mit auf den Weg. Viele aber von den Kindern vergaßen den lieben Herrn und jagten die Schutzengel von sich fort, und wurden sehr böse. Als das der Herr erfuhr, sagte er: „ich will Gericht halten über meine schlimmen Kinder.“ Und alle mußten herbei kommen, die guten und schlimmen Kinder; und der Herr stellte sie alle auf und setzte sich mitten unter sie. Ach, was weinten da die schlimmen Kinder, als der Herr zornig ward und sie schalt und ihnen befahl, nie mehr vor seinem Antlitze zu erscheinen. Und da riefen sie in der Angst die guten Kinder an, sie möchten für sie bitten bei dem Herrn, daß er sie nicht verfließe auf immer. Da warfen sich die guten Kindlein nieder, und falteten ihre Hände und riefen laut: „Ach lieber Vater, der Du uns Kindlein so lieb hast, verzeihe doch unsern Brüdern und Schwestern, sei barmherzig gegen sie und vergiß das Schlimme, was sie thaten.“ Da sagte der Herr: „Weil die Guten bitten, will ich den Schlimmen verzeihen, wenn sie gut machen, was sie gefehlt haben.“ Und da war große Freude unter allen Kindern, sie hüpfen und sangen vor dem Herrn:

Der Herr ist groß und gut, ohne alles Ende,

Befehlt Euch nur in seine Vaterhände.“

War es das Flüstern der Kinderstimme oder die wirklich außerordentliche Erschöpfung der geistigen und physischen Natur bei Herrn Megerlein, er war eingeschlummert. Sunnilla gleitete leise von seinem Lager und kniete zu dessen Haupte hin, ihr feines Gesichtchen an das bleiche Antlitze des Schlafenden, einen ihrer zarten Arme wie zum Schutz über seinen Hals legend, indes der andere Arm über seinem Haupte auf dem weichen Kopfpolster ruhte. Die tiefe Stille im Gemach lullte auch Sunnilla endlich in einen Schlummer. Als Suntram später wieder herein trat, erblickte er beide in dieser seltenen Situation, Antlitze an Antlitze bergend — den Sünder und den Engel.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ernstes Bild aus ernster Zeit.

In diesen Tagen ist ein Bilderwerk erschienen, das, obgleich eine bloße Dichtung, dennoch nicht verfehlt hat, einen tiefen Eindruck auf Diejenigen zu machen, welche es zu Gesicht bekommen. Es führt den Titel:

„Auch ein Todtentanz aus dem Jahr 1848“^{*)}, und kann als ein Seitenstück zu dem berühmten Todtentanz des Malers Holbein gelten, der zur Zeit der Reformation lebte. Die Idee des Rethel'schen Todtentanzes ist aber ein politischer Gedanke der Gegenwart, trifft den Beschauer ganz unmittelbar und in seinem innersten Wesen. Das macht, weil in der Poesie des Bildes eine allerdings schaurige Wahrheit liegt. Der Künstler hat einer Lügengestalt des vergangenen Jahres die prunkenden Gewänder abgerissen und der Mitwelt zur Warnung und Besserung die wahre Bedeutung eines der politisch-socialen Gedanken, um welche sich die Bewegung des Jahres 1848 dreht, vor Augen geführt. Die Idee der sechs Blätter ist ungefähr folgende: Der Tod will eine reiche Ernte halten, daher wirft er sich zum Verkündiger und Anführer der rothen Republik auf. Die ihm gefolgt, denen hat er das gegebene Wort gehalten; er hat sie frei und gleich gemacht. Wir möchten, daß das Volk diese traurige Wahrheit beherzige, wir möchten — eingedenk, daß so man-

^{*)} Der vollständige Titel lautet: Auch ein Todtentanz aus dem Jahr 1848. Erfunden und gezeichnet von Alfred Rethel, mit erklärendem Text von R. Reinick. Preis 15 Ngr. Leipzig, Georg Wigand's Verlag.

her wackere Jüngling aus dem Volke, verlockt durch den Sirenenfang einer rosenfarbigen Zukunft dem beutesüchtigen Gesellen gefolgt ist und auf der Barricade sein Leben ausgehaucht hat — wir möchten das Volk, das gute biedere Volk gewarnt wissen, denn es ahnt uns, daß wir noch nicht am Ende des Wirrvals angekommen sind. Aus diesem Grunde versuchen wir den Inhalt der sechs Blätter des Kethel'schen Todtentanzes in der Kürze zu beschreiben. Derselbe wird durch folgende Verse bevorwortet und in das Publikum eingeführt:

Du Bürger und du Bauersmann,
Schaut recht Euch diese Blätter an!
Da seht ihr nacht und ohne Kleid
Ein einziges Bild aus ernster Zeit.
Wohl kommt so mancher zu Euch her,
Als ob's ein neuer Heiland wär,
Und spricht von Macht und Herrlichkeit,
Die er für Alle hat bereit,
Ihr glaubt es ihm, weil's Euch gefällt. —
Schaut her, wie es damit bestellt.

I. Blatt.

Links von dem Beschauer steigt der Tod aus dem geöffneten Grabe in Gestalt eines Serippes, die Beinknochen zur Hälfte noch mit dem Grabtuche verhüllt. Rechts ganz im Hintergrunde erblickt man die Gerechtigkeit, ihrer Attribute, des Schwertes und der Wage, beraubt; sie sitzt niedergebogenes Hauptes, die Hände auf den Rücken gebunden, einsam und verlassen auf ihrem Throne, dessen Grundfesten erschüttert sind. In der Mitte des Bildes stehen fünf andere Frauengestalten, welche gekommen zu sein scheinen, den „Helden der rothen Republik“ zu begrüßen und zu beschenken. Ihre unsaubere Abkunft verräth sich an den Hahnenfüßen, welche unter den langen Gewändern hervorblicken. Die Eitelkeit, ein junges üppiges Frauenbild, mit frechen Mienen und angethan mit prunkendem Gewande, drängt sich vor den anderen hervor, setzt dem schrecklichen Gesellen den mit der rothen Hahnenfeder geschmückten Freischärlerhut auf, und mit der linken Hand hält sie ihm den Spiegel vor, aus welchem dem Beschauer das schauerliche Abbild des Ankommenden abermals entgegengrinzt. Der Tod aber kümmert sich wenig um die leichtfertige Dirne, mit hastiger Gier greift er mit der linken Hand nach dem der Gerechtigkeit geraubten Schwerte, das ihm die List darreicht. Diese, erkenntlich an dem Fuchsschwanz, womit sie ihr Haupt geschmückt und an der Schlange, die sich in Gestalt einer Kette ihr um den Nacken und die Brust windet, zeigt mit triumphirendem Blicke auf die trauernde Gerechtigkeit im Hintergrunde des Bildes. Ebenso die Lüge, welche in weite Gewänder gehüllt und das Antlitz hinter einer schwarzen Maske geborgen, mit der gestohlenen Wage der Gerechtigkeit herbeischleicht. Hinter beiden stehen, gleichsam grollend über das Geschwäg ihrer jüngeren Gefährtinnen, zwei alte furchterweckende Frauengestalten, die Blutgier und die Tollheit. Jene, mit den zusammengekniffenen schmalen Lippen und den überbrechenden Augen, trägt die geradgeschmiedete Sense, diese barbarische Waffe des Aufruhrs im neunzehnten Jahrhundert; und neben ihr stehend, mit struppigem und verworrenem Haupthaare und mit einem Gesichte, aus dem der verbissene Ingrimme leuchtet, führt die Tollheit das bäumende Ross für den klappernden Reiter heran. Unter diesem ersten Bilde stehen zur Erklärung folgende Verse:

„Freiheit, Gleichheit und Brudersinn!
Du alte Zeit, fahr hin! fahr hin!“ —
Solch Schrei durchzieht der Völker Mund,
Da thut sich auf der Erde Grund;
Es steigt herauf ein Sensenmann,
Der merkt: ein Erntetag bricht an.
Und wie er steigt an's Licht hervor,
Drängt sich um ihn ein Weiber-Chor,

Sein Rüstzeug bringen sie heran,
Daß er sein Werk beginnen kann,
Gerechtigkeit gebunden ist,
Das Schwert stahl ihr die schlaue List,
Die Lüge nahm die Wage fort,
Sie bieten's dem Gesellen dort.
Den Hut reicht ihm die Eitelkeit,
Die Tollheit hält ihr Ross bereit,
Die Blutgier bringt die Sense her,
Das ist des Schnitters beste Wehr! —
Ihr Menschen, ja! nun kommt der Mann,
Der frei und gleich Euch machen kann!

II. Blatt.

Wir sehen eine im Morgenlicht glänzende Sommerlandschaft, welche im Hintergrunde eine mit Festungswerken umgebene Stadt zeigt. Ueber die hohen Mauern derselben ragen die beiden gothischen Thürme eines ansehnlichen Domes gegen den heitern Himmel empor, daneben die Dächer einzelner Häuser und mehre jener hohen Rauchfänge, wie wir deren in Fabrikgebäuden finden, wo der Dampf die Hände der Menschen ersetzt hat. Links auf dem Bilde erblicken wir alsdann einen seltsamen Reiter im schnellen Trabe nach der Fabrikstadt eilen. Es ist der uns schon bekannte Sensenmann. Er scheint einen weiten Ritt gemacht zu haben, denn der Gaul ist müde und senkt verdrießlich den Kopf, obschon die Last des Reiters nicht eben groß sein kann. Dieser hat die klappernden Beinknochen in große Reiterstiefel gesteckt, der balletotartige Rock flattert im Morgenwinde, und dadurch sehen wir einen Theil des Serippes. Ueber die rechte Schulter gelegt, hält er mit der rechten Hand die in der Morgensonne blühende Sense und an den kleinen Finger derselben Hand hat er den Ring der Wage gesteckt, welche von dem schnellen Ritte und dem Luftzug hin- und herschwankt. Der klappernde Reitersmann scheint trotz seiner abschreckenden Erscheinung nicht ohne Gemüth zu sein. Er raucht eine Cigarre, die er zwischen den Zähnen hält, und bläst kleine Rauchwolken in die Morgenluft hinein. Den Freischärlerhut mit der rothen Hahnenfeder und der deutschen Cocarde hat er lech etwas auf die linke Seite gesetzt, und das bloße Schwert an seiner linken Seite läßt ahnen, daß er ein Mann sein müsse, der keinen Spas versteht. Daher sehen wir bei seiner Annäherung die zwei Schnitterinnen in der Ferne die Arbeit verlassen und mit Schreckensrufen davon eilen. Mehre äzende Raben und Krähen aber fliegen mit heiserem Geschrei in die Luft, gleichsam ungehalten darüber, daß sie bei ihrem Morgenimbis gestört worden sind. Also aber steht unter diesem zweiten Bilde geschrieben:

Der Morgen schaut vom Himmelszelt
So klar wie sonst auf Stadt und Feld.
Da trabt in wilder Hast heran
Der Freund des Volks, der Sensenmann.
Zur Stadt lenkt seinen Gaul er hin,
Schon ahnt er reiche Ernte drin.
Die Hahnenfeder auf dem Hut
Glüht in der Sonne roth wie Blut,
Die Sense blüht wie Wetterschein,
Es stöhnt der Gaul, die Raben schrein!

III. Blatt.

Der furchtbare Reitersmann ist in der Stadt angekommen und gleich bei dem Wirthshause am Thore abgestiegen. Als Bühler von Profession weiß er nur zu gut, daß er hier für seine Reden ein aufmerksames Publikum finden wird, und daß bei einem Glase Brantwein oder Bier das Bethörungs-geschäft am Flottesten geht. Er ist abgestiegen; die Sense hat er an die Wirthshausstürpfe gelehnt, aber im Eifer seines Berufes vergessen, seinem Gaul Wasser und Fütterung geben zu lassen. Derselbe läßt gewaltig die Ohren flinken und die aufgeblasenen Nüstern und das weit geöffnete Maul

deuten an, was dem Thiere fehlt. Vor dem Wirthshause hat sich ein sehr gemischtes Publikum eingefunden, das zunächst die arbeitende oder aber auch die nicht arbeitende Klasse der Bewohner repräsentirt. Männer und Frauen, Kinder und bejahrtere Leute sind es. Welche Stimmung bei ihnen vorzuwalten scheint, das zeigt ein großes Plakat, welches, damit es ja recht Viele lesen möchten, gleich neben dem Eingange des Gasthauses angeklebt ist. Darauf liest man: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit,“ die Losungsworte der rothen Republikaner. Der Apostel derselben, der Tod, darf hoffen, hier einen aufgelockerten Boden zu finden, und er säumt auch nicht, sein Werk zu beginnen. Den Karbonarimantel kühn über die linke Achsel geworfen, zeigt er uns eine stattliche Gestalt. Aus den hohlen Augen ist aber ein schelmischer Blick auf den Beschauer des Bildes gerichtet, als ob er eines ausgeführten klugen Streiches halber den Beifall desselben sich erholen wollte. Was mag es sein? Geduld, der Dichter wird es uns nachher erzählen. Schaut Euch für jetzt das Bild noch einmal recht genau an. In der hochgehobenen rechten Hand hält der Tod eine Wage, die gestohlene Wage der Gerechtigkeit, welche von ihm zum Gaukelspiel mißbraucht wird. In der einen Schale liegt eine goldene Fürstenkrone, in der anderen eine kurze thönerne Pfeife, die er wahrscheinlich dem Bummler, welcher bei einem Glase Brantwein ihm zunächst an dem Tische sitzt, aus der Hand genommen hat, um das Kunststück dem Haufen vorzumachen. Denn, o Wunder über Wunder! Der Wagbalken ist gleich, der Pfeifenstiel wiegt die goldene Krone vollkommen auf. Das betrogene Volk umher bricht darob in ein schallendes Gelächter aus. Der Blousenmann zumal links im Vordergrund kann sich im Lachen kaum maßigen, und ein dicker Metzgermeister, der wohl gar der Gastwirth selbst ist, schlägt vor Freude die Hände zusammen, als ob er sagen wollte: „Es ist die Möglichkeit!“ — Selbst den Soldaten, der über die Andern hervorragt und den man an der Feldmühe erkennt, macht das Experiment verdutzt, und das halbreife Mädchen hinter dem Stuhle stellt sich auf die Beine, um besser sehen zu können. Nur rechts auf dem Bilde sehen wir eine alte blinde Frau, gestützt auf den sie leitenden Knaben, mit besorgten Mienen davon schleichen, als ob sie des betrügerischen Unsinns Geschwätz nicht länger zu ertragen vermöchte und das Unheil vor ihrem innern geistigen Auge blutig und drohend schon aufstiege. Hören wir, was der Dichter uns über dieses Bild erzählt:

Er ist am Ziel. — Sieh, gleich am Thor
Die Schenk und manchen Gast davor;
Beim Brantwein frecher Lieder Klang
Und wüß' Gelächter, Spiel und Zank! —
Er tritt heran mit schlaudem Blick
Und ruft: „Auf's Wohl der Republik! —
„Was gilt noch eine Krone viel?
„Nicht mehr als wie ein Pfeifenstiel.
„Zum Spaß will ich's beweisen Euch,
„Gebt Acht!“ — Er holt die Waage gleich,
Hält sie am Zünglein statt am Ring.
Sie merken's nicht, sie freut das Ding,
Sie schreien: „Das ist der rechte Mann!
Dem folgen wir, der führ uns an!“ —
Du blindes Weib, was schleichst Du fort?
Siehst mehr Du, als die Andern dort? —

IV. Blatt.

Das politisch erhitzte Volk ist auf den Marktplatz und nach dem Rathhause gezogen. Letzteres wird gestürmt, und schon sieht man im Hintergrunde Leichen liegen, schon erblickt man auf einer anderen Seite die zum Himmel emporqualmenden Rauchwolken. Auf dem Markte aber, der dicht angefüllt ist mit Volk aus den unteren Classen — kräftige Gestalten mit verwegenen Gesichtern — hält der Tod eine Volksversammlung! Auf der Rednerbühne steht er, den Kno-

chenschädel vor der majestas populi entblößt und angethan mit der blutrothen Schwärze. Aber sie sehen nicht, wer es ist, der zu ihnen spricht. Ein großes, zweischneidiges Schwert, auf welchem „Volks-Justiz“ geschrieben steht, reicht er mit seiner klapperdürren Hand zu der tosenden Volksmenge hinab. Hundert harte Fäuste erheben sich mit wildem Geschrei, Jeder will es haben und gebrauchen. Aus den rollenden Augen glaubt man die Blutgier zu lesen. Neben dem begeisterten Sprecher steht der republikanische Fahnenträger, noch angethan mit dem Kennzeichen seines Handwerks, einem Schurzfell, verrathen auch die muskelösen Arme, daß er ein Schmied sein muß. Er schreit dem Redner in's Ohr, daß Generalmarsch geschlagen werde, und das Militär rückt in der That schon heran. Fort, fort zu den Barricaden! Der Dichter aber hat unter das Bild gesetzt:

„Freiheit, Gleichheit, Brudersinn!“
Der Schrei wälzt durch die Stadt sich hin.
„Zum Rathhaus!“ — Horch! der Steinwurf saust.
„Hoch Republik!“ — Die Flamme braust. —
„Zum Markt, zum Markt! Da steht er schon,
„Der Held der Revolution!
„Hört ihn!“ — — Stumm Alles wie ein Grab.
Er aber reicht ein Schwert herab
Und hält es allem Volk bereit —
Die List nahm's der Gerechtigkeit. —
Er schreit: „Du Volk! Dies Schwert ist Dein!
„Wer sonst kann richten? Du allein!
„Durch Dich spricht Gott! Durch dich allein!“
„„Blut! Blut!““ viel tausend Kehlen schreien.

V. Blatt.

Wir sehen uns mitten in einen Straßenkampf verseht. Die Barricade ist aufgerichtet. Dahinter stehen die Volkskämpfer, davor die Kanonen und das Militär. Aus den Fenstern ragen Flintenläufte und senden den Tod hinüber in die Reihen der Soldaten. Wir erblicken deren schon mehre auf das Straßensplaster hingestreckt. Jetzt aber öffnen die Geschütze ihren Mund, sie speien einen Kartätschenhagel auf die Barricade, die Gewehrsalven der Infanterie knattern herüber, und — zwei, drei der Unglücklichen sehen wir getroffen zusammenstürzen, die geballten Hände wie zum Fluche zum Himmel erhebend. Die Holzsplinter fliegen an der Barricade weit und breit umher und an den Häusergewänden hinterlassen die Kugeln tiefe Spuren. Da malt sich Schrecken und Entsetzen auf den Gesichtern, aber der erkohrene Führer, der graufige Tod, steht hoch oben auf der Barricade, den Freischärlerhut trotzig noch mehr auf die linke Seite des Schädels geschoben. Mit der rechten Hand hält er die blutrothe Fahne und mit der linken hebt er die Schöße seines Rockes, um den Bethörten zu zeigen, wer er sei. Dem Entsetzen sendet er ein höhnisches Lachen entgegen. Weiter hat der Dichter gesagt:

„Zur Barricade!“ — Pflaster auf!“ —
Da steht der Bau — und oben d'rauf
Er, den zum Führer sie ernannt,
Die blut'ge Fahn' in fester Hand! —
Kartätschen pfeifen, hei! das kracht,
Sie stürzen rings, Er aber lacht:
„Jetzt löf ich mein Versprechen Euch:
„Ihr Alle sollt Mir werden gleich!“
Er hebt sein Wams, und wie sie's schau'n,
Da fast ihr Herz ein eisig Grau'n.
Ihr Blut strömt, wie die Fahne roth,
Der sie geführt, — es war der Tod!

VI. Blatt.

Es ist Nacht. Die Straßenschlacht ist geschlagen, der Sieg scheint unentschieden geblieben zu sein. Noch stehen die Kanonen da auf die Barricaden gerichtet, aber diese sind von den Kämpfern verlassen. Die Soldaten schaffen ihre Gefallenen bei Seite und durch die einsamen Straßen, auf

benen wir hier und da eine Leiche liegen sehen, ziehen die Militärpatrouillen. Der dicke Pulverdampf beginnt sich zu verziehen. Da sehen wir einen grausigen Reiter über die Barricade steigen, auf der einige Männer bleich und kalt liegen. Es ist der Tod in seiner wirklichen Gestalt; die trügerische Umhüllung braucht er nicht mehr, aber die rothe Fahne führt er als sein Panier mit sich. Er ist allein Sieger geblieben und hat sich deshalb den Knochenschädel mit dem Vorbeerkranz umwunden. Ein Sterbender, aus dessen offener Wunde das Blut strömt, hebt von unsäglichen Schmerzen gefoltert, das brechende Auge zu ihm empor, aber der Reitersmann sendet ihm Hohn dafür zurück. Vor einem anderen Leichnam, aus dessen offener Wunde das Ross des Todes seinen Durst löscht, steht eine Mutter mit ihrem Sohne, einen Strom von Thränen über ihn ergießend; es war der Gatte und Vater! Weiter hinten auf dem Bilde nur Zeichen der Zerstörung und des Todes, Brandruinen und Leichen. Fort! Fort! Die Unglücklichen! —

Der sie geführt — es war der Tod!
Er hat gehalten, was er bot
Die ihm gefolgt, sie liegen bleich
Als Brüder alle, frei und gleich. —
Seht hin! Die Maske that er fort;
Als Sieger, hoch zu Rosse dort,
Zieht, der Verwesung Hohn im Blick
Der Held der rothen Republik. —

Das Ganze schließt der Dichter mit folgenden Versen:

Als Leichen — ja! — da sind wir gleich,
Nicht hoch noch tief, nicht arm noch reich! —
O Freiheit, wer führt dich herbei?
Nicht Werd und nicht der Laster Schrei.
Nur wann ersticht der Selbstsucht Stüh'n,
Wirst du in Herrlichkeit erblüh'n! —
Und Gleichheit! Bringt sie nur der Tod?
Rein! Allen strahlt ein Morgenroth.
Ja, glaubt, die Guten sind sich gleich
Ob hoch, ob tief, ob arm, ob reich. —
Du, Bruderliebe, Bürgerhort,
Der reinsten Lehre reinstes Wort!
Geschändet hat man dich, entehrt
Zur Mörderfackel dich verkehrt;
Bom Himmel nahmst du deinen Lauf,
Zum Himmel flamme freudig auf
In reiner That, ein heil'ger Brand!
So segne Gott das Vaterland!

Wir sagen Ja und Amen zu diesen Worten; wohl wahr, die Bruderliebe hat man geschändet hier und dort. Gott bessere es!
Dr. H. F. Kth.

Kleine Mittheilungen.

Dresden, 14. Juni. Das königliche Gouvernment hat dem Stadtrathe angezeigt, daß unter den obwaltenden Verhältnissen der in der Altstadt bevorstehende Johannismarkt nicht abgehalten werden könne; auf die deshalb vom Stadtrath erhobenen Vorstellungen ist ferner die Verfügung ergangen, daß auch eine Verlegung jenes Marktes nach Neustadt und Antonstadt, wegen der Sicherung der dort befindlichen Inhaftaten, nicht gestattet werden könne, dagegen die Abhaltung jenes Marktes auf der Vogelwiese nachgelassen sein solle. Der Stadtrath trug aber wegen der mit der Ausführung des letzteren Vorschlags verknüpften vielfachen Unzuträglichkeiten Bedenken, darauf einzugehen, und beabsichtigte in Gemeinschaft mit den Communitrettern bei dem Ministerium des Innern die Er-

laubnis nachzusuchen, daß der mehrgedachte Markt Ende Juli oder Anfangs August abgehalten werden dürfe. Die Stadtverordneten haben sich jedoch in letzter Sitzung dahin ausgesprochen, daß mittelst einer gemischten Deputation nochmals Schritte gethan werden sollen, um die Abhaltung des Marktes, wenn sie in der innern Stadt nicht zu ermöglichen, mindestens in Friedrichstadt oder an sonst einem geeigneten Orte stattfinden zu lassen. Das Schicksal des Marktes ist demnach noch nicht definitiv entschieden; soviel ist indes gewiß, daß, wenn er nicht in der Alt- oder Neustadt stattfindet, der Verkehr ein vielfach gestörter und beschränkter sein wird, so daß die vom Stadtrathe vorgeschlagene Verschiebung fast den Vorzug zu verdienen scheint.

In der letzten Sitzung der Dresdener Stadtverordneten wurde von dem Stadtverordneten *Munz* der zahlreich unterstützte Antrag gestellt: „Das Collegium wolle bei der Kreisdirection seine Auflösung und die sofortige Anordnung einer Neuwahl beantragen.“ Als Motiv hierzu wurde insbesondere die durch die letzten Ereignisse hervorgerufene Lückenhaftigkeit des Collegiums (s. Nr. 23), welche sich um so fühlbarer macht, da die Majorität die früher üblich gewesene Einberufung ständiger Erfahrmänner wiederholt und beharrlich verweigert, hervorgehoben. Die Beschlusfassung über jenen Antrag wurde zwar sofort verlangt, aber auf erhobene Einwendung bis zum 16. Juni verschoben. Nach unserem Dafürhalten ist an dessen Annahme unter den gegenwärtigen Umständen kaum zu zweifeln.

Ankündigungen.

(18)

Anzeige.

Die Ausstellung landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe wird während des Wollmarktes täglich von früh 6 bis Abends 7 Uhr zur gefälligen Ansicht geöffnet sein: Friedrichstraße Nr. 26.

Théophile Weisse.

In den ersten Tagen dieses Monats ist mein im Pöschner Grunde, auf meiner Wiese, im Herbst vorigen Jahres mit Aufwendung vieler Kosten erbautes Wehr durch die Hand eines Frevlers zerstört worden.

Wer mir den Thäter so bezeichnet, daß er überführt werden kann, erhält zehn Thaler Belohnung.

Mobschag, den 13. Juni 1849.

Johanne Juliane verw. Welde.

Ein gesunder, kräftiger Knabe wird als Tischlerlehrling gesucht. Näheres Neustadt-Dresden, Rhanthgasse Nr. 26, 3 Treppen.

Einladung.

Sonntag, den 17. Juni d. J., Concert und Vogelschiessen in Döhlen, wozu ergebenst einladet
Gastwirth Seidel.

Telegraphische Depesche.

Frankfurt, 12. Juni, Vorm. 9 Uhr. So eben geht aus Weenheim die ziemlich verbürgte Nachricht ein, daß bei den in großer Eile vor den hessischen Truppen nach Dossenhach fliehenden Freischaaren die *Rüstner'sche Doppelpistole* in der Ferne gesehen worden ist, und daß man einige Hoffnung hat, bei dem nächsten Angriffe diese Waffe zu erlangen. Es wurde hies sofort nach Berlin telegraphirt. Auf der Börse machte diese Nachricht einen sehr günstigen Eindruck; die Course gingen merklich in die Höhe.

Neustadt-Dresden, gedruckt und zu finden in der G. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu als Beilage: „Der Dampfwagen“ Nr. 24.)